



## Inhaltsverzeichnis

### Universität Potsdam

Was Corona mit unserer Gesellschaft macht ( <i>Lausitzer Rundschau</i> , 30.05.2020)	2
"Frappierende Parallelen" ( <i>DIE WELT Berlin</i> , 02.06.2020)	4
Offenes Fenster in Potsdam ( <i>Märkische Allgemeine</i> , 02.06.2020)	8

### Hochschulen Brandenburg

Nur die Laborarbeit fehlt ( <i>Märkische Allgemeine</i> , 29.05.2020)	9
Boden verpflichtet ( <i>DER TAGESSPIEGEL</i> , 02.06.2020)	11
Digitaler Infotag der TH Wildau ( <i>Märkische Allgemeine</i> , 01.06.2020)	13

### Hochschulen Berlin

Digital geht noch mehr ( <i>DER TAGESSPIEGEL</i> , 02.06.2020)	14
--	----

# Was Corona mit unserer Gesellschaft macht

**Wertedialog** Welche Werte in Zeiten der Corona-Pandemie jetzt wichtig sind, darüber debattierten Politiker im Rundschau-Medienhaus.

**Cottbus.** Reinhard Droglä spürt die Folgen von Corona täglich, wenn er zur Arbeit kommt. „Ich habe ein Theater schließen müssen“, sagt der Regisseur und SPD-Politiker aus Cottbus. Im piccolo-Theater, das Droglä gegründet hat, herrscht seit der Pandemie Stille. „Ich gehe jeden Tag in ein leeres Haus, das nicht dafür gebaut ist, leer zu sein.“

Was hat die Gesellschaft in den Wochen der Coronakrise zusammengehalten? Darum drehte sich der Wertedialog am Donnerstag im Medienhaus der Rundschau. Droglä sagte dort, es war nicht eine gemeinsame Einsicht in den Schutz aller vor dem Virus. Er glaubt, es war Angst, die für Zusammenhalt sorgte – die „gemeinsame Angst vor etwas, das man nicht sieht.“

Die Pandemie war allgegenwärtig bei der Debatte, die vor leerem Saal stattfinden musste. Den Veranstaltern vom Verein Deutsche Gesellschaft war Corona in die Planung gegrätscht, das Publikum war über Livestream dabei. Doch schließlich gab die Pandemie einen guten Präzedenzfall ab, um die Werte einer Gesellschaft zu diskutieren, deren Fliehkräfte scheinbar immer stärker werden.

Gerade in der Diskussion um Lockerungen der Beschränkungen: Die Lausitz ist weitgehend verschont geblieben. Jetzt sinkt die Angst – folglich schwindet der Zusammenhalt, der in den vergangenen Wochen so stark war wie lange nicht.

Johanna Wanka erkennt in der Krise einen Moment des Zusammenstehens. Corona hat der Be-

völkerung vermittelt, „es geht um unser aller Gesundheit, nicht um Partikularinteressen“, sagte die CDU-Politikerin und ehemalige Bundesministerin. Gleichzeitig habe Corona das Dilemma von Politik offenbart: „Wir haben manchmal nur relative Wahrheiten, trotzdem muss Politik Entscheidungen treffen.“

Aktuell muss die Politik entscheiden, welche Opfer sie bringen kann, um das Land vor einer Seuche zu schützen. Mangels sicherer Erkenntnisse helfen nur Werte bei der Richtungssuche. Werte führen aber auch jene ins Feld, die jetzt keine Kompromisse mehr eingehen wollen. Der Widerstand gegen die Beschränkungen schwillt an. Eine alte Frage von Demokratie wird nun wieder neu gestellt: Wie gelingt Spagat zwischen Freiheit und Sicherheit?

Thomas Brechenmacher plädiert fürs Abwägen. „Kein Wert gilt für sich und absolut“, sagte der Historiker von der Universität Potsdam. „Werte gelten immer im Rahmen von Gewichtungen.“ Die müssten allerdings gut kommuniziert werden. Momentan erlebe das Land Phänomene der Radikalisierung, Fragmentierung und Delegitimierung, die aus der Gesellschaft selbst heraus kämen. „Bestimmte Gruppen scheinen den werteorientierten Konsens verlassen zu wollen.“

Ein Gefühl des Abgehängtseins macht sich breit in bestimmten Gruppen, auch Regionen. Das stellt auch Claudine Nierth fest. Die Sprecherin des Vereins Mehr Demokratie ist eine Vorkämpferin der direkten Bürgerbeteili-

gung. „Zusammenhang entsteht immer dann, wenn ich das Gefühl habe, dass ich dazugehöre“, sagte Nierth in der Runde. Die Probleme, die jetzt deutlich werden, kommen ihrer Ansicht nach daher, dass „ein Großteil der Restriktionen über uns kam, ohne dass die Leute befragt wurden“.

Johanna Wanka warnte indes davor, gesellschaftliche Gräben herbeizureden. Schließlich werde in Deutschland viel für Gleichheit und Zusammenhalt getan. „Mich regt auf, dass ständig über Spaltung geredet wird“, sagte Wanka, die in der Runde über Bildschirm zugeschaltet war. Man dürfe nicht nur auf abweichende Meinungen achten. Denn so entstehe „eine gewisse Hysterie bei der Frage, wie man mit extremen Positionen umgeht“.

Dazu konnte Reinhard Droglä aus der Praxis berichten. In einer Stadtverordnetenversammlung in Cottbus bekomme man auch öfter „abstruseste Wortmeldungen“ zu hören. Die könne man nicht einfach abmoderieren, man müsse sie zulassen, um Spaltung entgegenzuwirken, ist der Kommunalpolitiker überzeugt.

Die Gesellschaft habe durch Corona „eine Denkpause verpasst bekommen, die wir alle miteinander nutzen sollen.“ Weil Corona bislang glimpflich abgelaufen ist, kämen nun „bestimmte Ansprüche an Demokratie wieder auf den Markt“, das sei aber normal. Droglä erwartet dadurch einen Reinigungsprozess für die politische Debatte: „Ich glaube, am Schluss wird diese Gesellschaft gebessert.“ *Christine Keilholz*



„Der Extremismusfaktor in der Gesellschaft steigt. Bestimmte Gruppen scheinen den wertorientierten Konsens verlassen zu wollen“, warnt der Historiker Thomas Brechenmacher. „Es ist in unserer Gesellschaft besser um den Zusammenhalt bestellt, als man gemeinhin liest“, ist dagegen die CDU-Frau Johanna Wanka überzeugt.



Es diskutierten Dr. Heike Tuchscheerer, Leiterin der Abteilung Politik und Geschichte der Deutschen Gesellschaft e. V., Prof. Johanna Wanka, langjährige Bildungs- und Wissenschaftspolitikerin der CDU (per Video zugeschaltet), Prof. Dr. Thomas Brechenmacher, Historisches Institut der Universität Potsdam, Claudine Nierth, Vorstandssprecherin Mehr Demokratie e.V., Reinhard Droglä (SPD), Vorsitzender der Stadtverordnetenversammlung in Cottbus mit der Moderatorin Angelika Jordan, Leiterin des rbb-Studios Cottbus.

Fotos: Frank Hammerschmidt



# „Frappierende Parallelen“

Der Potsdamer Forscher Gunnar Luderer sieht auffällige Gemeinsamkeiten zwischen Coronaepidemie und Klimakrise

**N**och nie zuvor in der Geschichte gab es so drastische Einschnitte in energiezehrende Prozesse wie während der Corona-Krise. Eine britische Studie hat ausgerechnet, wie sich das bislang auf die weltweiten CO<sub>2</sub>-Emissionen ausgewirkt hat. Im Mittel sind tägliche Emissionen in diesem Jahr um 17 Prozent gesunken – das entspricht den Emissionen im Jahr 2006.

VON BIRGIT HERDEN

**WELT:** Hat Sie das Ergebnis überrascht?

**GUNNAR LUDERER:** Nein, die ungefähr 17 Prozent sind eigentlich nicht überraschend. Der größte Effekt kommt durch die massive Reduktion im Verkehrsbereich zustande, aber der macht eben nur ein Viertel unserer Emissionen aus. Auch in der Corona-Krise verbrauchen wir weiter Strom, wenn auch ein paar Prozent weniger, und viele Industrieprozesse laufen weiter – zum Glück, ein völliger Stillstand wäre ökonomisch verheerend.

**Die Forscher sagen fürs gesamte Jahr einen Rückgang von vier bis sieben Prozent voraus. Halten Sie das für plausibel?**

Diese Extrapolation ist ein bisschen heikler als die erste Berechnung, denn dafür muss man eine Reihe zusätzlicher Annahmen treffen. Die Frage ist

zum Beispiel, wie schnell wir zur Normalität zurückkehren werden. Nach meinem persönlichen Gefühl könnte der Rückgang eher am oberen Ende der Spanne liegen.

**Trotz aller Einschränkungen nur ein paar Prozent CO<sub>2</sub>-Einsparungen. Zeigt die Corona-Krise nicht, wie hoffnungslos ein solches Ziel ist?**

Das ist eine falsche Denkweise: Klimaschutz soll ja nicht daraus bestehen, die Wirtschaft abzuwürgen, um so die Emissionen zu reduzieren. Er kann nur gelingen, wenn man Wirtschaftswachstum und Wohlstand von den CO<sub>2</sub>-Emissionen entkoppelt. Für die Einhaltung der Pariser Klimaziele brauchen wir für unsere Wirtschaft keinen Abbau, sondern einen Umbau – Investitionen in mehr nachhaltigen Wohlstand.

**Die Reduktion, die wir jetzt erreicht haben, entspricht der jährlichen Reduktion, die wir nach den Empfeh-**

**lungen der Klimawissenschaftler jedes Jahr schaffen müssten – über Jahrzehnte hinweg. Ist das nicht illusorisch?**

Grundsätzlich ist richtig: Wir werden die globale Erwärmung nur bremsen können, wenn wir die Emissionen perspektivisch ganz auf null runterbringen. CO<sub>2</sub> reichert sich nun mal über Tausende von Jahren in der Atmosphäre an, und die natürlichen Systeme aus Pflanzen und Ozeanen nehmen immer nur einen Teil der Emissionen auf. Alles, was wir an Erwärmung schon verur-

sacht haben, bleibt im System. Und Erwärmung bedeutet Destabilisierung, bedeutet Wetterextreme, bedeutet Wirtschaftsschäden. Wenn wir die globale Erwärmung auf 1,5 Grad beschränken wollen, müssten wir die Emissionen jedes Jahr um etwa fünf Prozent reduzieren. Aber wie gesagt, Klimaschutz funktioniert nicht, indem man wie in der Corona-Krise die Wirtschaft heruntersfährt.

#### **Sondern?**

Für die Einhaltung der Pariser Klimaziele brauchen wir eine massive Umstrukturierung unserer Energiesysteme. Wir müssen dafür und sehr konsequent auf erneuerbare Energien umstellen, massiv Effizienzmaßnahmen fördern und auch zunehmend bisher nichtelektrische Energieverbräuche auf strombasierte Anwendungen umstellen, die auf erneuerbarer Energie basieren. Das alles ist machbar, und es geht zu deutlich niedrigeren Kosten, als wir aktuell durch die Corona-Krise sehen. Die Umstellung ist eine Frage des politischen Willens.

#### **Dabei gibt es aber erhebliche technische Hürden, und in vielen Ländern**

**fehlt auch der politische Wille. Bedeutet Klimaschutz nicht immer auch Verzicht und Einschränkung?**

Nein. Wirtschaftswachstum und Klimastabilisierung sind zusammen möglich – umgekehrt würde eine weitere Destabilisierung unseres Klimas dem Wirtschaftswachstum auf Dauer schaden. Richtig ist: Eine Lebensstilveränderung hin zu einer anderen, nachhaltigeren Art von Konsum wäre sicher hilfreich. Ich meine, wir sollten den Wohlstandsbegriff auch noch mal überdenken. Was macht uns wirklich glücklich, was ist Wohlstand überhaupt, was ist Gemeinwohl? Das muss nicht so energie- und konsumintensiv sein, wie das in der Vergangenheit der Fall war.

#### **Was meinen Sie konkret?**

Ein Teil des Wachstums der letzten Jahrzehnte kam zum Beispiel durch immer mehr und immer leistungsstär-

kere Autos zustande. Aber der Nutzen dieser immer größeren Automobilflotte ist für den Einzelnen vielleicht gar nicht so groß. Wirtschaftswachstum kann auch daraus bestehen, in Gemeinschaftsgütern zu investieren, wie zum Beispiel den Gesundheitsbereich – wir erleben ja gerade, wie wichtig der ist. Nicht jedes Wachstum ist zwangsläufig mit mehr CO<sub>2</sub>-Emissionen verbunden. Eine Verlagerung hin zu mehr Dienstleistungen kann auch mehr Wohlstand bringen, und übrigens auch Jobs, dabei aber nachhaltig und klimafreundlich sein.

**Aber nicht alle Menschen teilen Ihre Vorstellungen von Lebensglück, und sie wehren sich gegen Regulierungen.** Regulierung bis ins Detail wäre auch aus klima-ökonomischer Sicht weder wünschenswert noch sinnvoll. Aus unserer Sicht ist es entscheidend, die

richtigen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen zu setzen, damit sich Investitionen und Innovationen entsprechend ändern. Das zentrale Instrument dafür ist der CO<sub>2</sub>-Preis. Man muss dafür sorgen, dass die Preise die ökologische und ökonomische Wahrheit sprechen. Und es ist nun mal so, dass nach aktuellen Abschätzungen eine Tonne CO<sub>2</sub>-Emissionen um die hundert Euro allein an direkten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schäden erzeugt. Es wäre daher nur konsequent, diese Schadenswirkung des CO<sub>2</sub> einzupreisen. Dies hätte einen steuernden Effekt. Und es würde Einnahmen erzeugen, die der Staat für Sozialausgleich oder Infrastrukturausbau nutzen kann.

#### **Kann man denn verlässlich berechnen, wie viel Schaden eine Tonne CO<sub>2</sub>-Emissionen verursacht?**

Ja, es gibt dazu neue Studien. Die schauen sich an, wie wirtschaftliche Produktivität vom Klima abhängt. Und da sehen wir, dass die Erwärmung wirklich massive wirtschaftliche Folgen hat. Das kann zum Beispiel damit zusammenhängen, dass Menschen weniger produktiv arbeiten, weil wir im-

mer mehr Hitzewellen haben. Wir sind erst in den Anfängen dieser Abschätzungen, aber die ersten Ergebnisse deuten schon darauf hin, dass pro Tonne CO<sub>2</sub> Schäden im dreistelligen Bereich entstehen.

**Solche Rechnungen beruhen auf Modellierungen. Sie fordern ein hohes Maß von Vertrauen in die Ergebnisse der Wissenschaft. Dieses Vertrauen kann schnell brüchig werden, wie auch die aktuelle Krise zeigt – manche Menschen zweifeln, ob der Lockdown gerechtfertigt war. Erkennen Sie hier Parallelen zur Klimaforschung?**

Ja, tatsächlich gibt es ein paar frappierende Parallelen. In beiden Fällen haben wir es mit einem Problem zu tun, bei dem wir uns um große Gemeinschaftsgüter sorgen – in dem einen Fall ist es die öffentliche Gesundheit, in dem anderen die Klimastabilität. Hier wie da gilt: Das Handeln jedes Einzelnen beeinflusst auch das Wohlergehen der anderen. In beiden Fällen handelt es sich um ein globales Problem, das einer globalen Koordination bedarf. Und es gibt eine zeitliche Dynamik, die allerdings bei der Corona-Krise viel steiler ist: Unser jetziges Handeln be-

stimmt, wie es uns in ein paar Wochen gehen wird. Bei der Klimakrise haben wir es mit vielen Jahrzehnten zu tun. Eine weitere Parallele: Bei beiden Krisen müssen Experten und politische Entscheidungsträger eng zusammenarbeiten. Die wissenschaftliche Politikberatung ist ein ganz kritischer Punkt. Die Experten sollten die Konsequenzen verschiedener Handlungsoptionen klar ausbuchstabieren. Die Güterabwägung muss aber auf breiter gesellschaftlicher Ebene diskutiert werden.

**Dieses klare Ausbuchstabieren der Konsequenzen beruht aber auf komplizierten Berechnungen, die nicht jedem unmittelbar einleuchten. Ist auch das eine Parallele zwischen Corona- und Klimakrise?**

Absolut, wir sind darauf angewiesen, sehr viele einzelne Forschungsergeb-

nisse zu einem Gesamtbild zusammenzufügen. Mit unseren Modellen vergleichen wir Szenarien, wie sich verschiedene Politikmaßnahmen auswirken werden.

**Die Epidemiologen versuchen, eine Vorstellung vom Worst Case zu bekommen: Sie schätzen mit ihren Modellen ab, wie viele Menschen an dem Virus sterben würden, wenn man gar nichts unternähme. Allerdings gab und gibt es erhebliche Unsicherheiten.**

Die gibt es in allen Lebensbereichen und natürlich auch in der Klimaforschung, aber das sind Unsicherheiten, die wir wissenschaftlich fassen können. Wir treffen zum Beispiel Aussa-

gen wie: Wenn wir die globale Erwärmung mit einer 70-prozentigen Wahrscheinlichkeit auf zwei Grad begrenzen wollen, dann dürfen wir nur noch eine bestimmte Menge an CO<sub>2</sub> erlauben. Die Unsicherheit drückt sich in den 70 Prozent aus. Genauso gibt es optimistische und eher pessimistische Szenarien der Technologieentwicklung. Auf diese Weise lässt sich abschätzen, welche Annahmen robust sind und welche weniger.

**Der Klimawandel hat im letzten Jahr die Schlagzeilen beherrscht, seit dem Beginn der Pandemie scheint sich niemand mehr dafür zu interessieren. Haben Sie dafür Verständnis?**

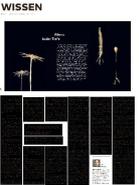
Angesichts der extremen Dringlichkeit der Corona-Krise ist es verständlich, dass sich der Fokus verändert. Allerdings: Der Klimawandel verschwindet dadurch ja nicht. Die vier bis sieben Prozent Reduktion, die wir in diesem Jahr erreichen werden, übersetzen sich in eine Verzögerung von maximal einem Monat: Wir werden den Klimawandel einfach einige Wochen verlangsamt erleben, als wenn wir keine Corona-Krise gehabt hätten.

**Wird die Corona-Krise den Klimaschutz zurückwerfen? Angesichts der akuten Probleme sinkt vielleicht die Bereitschaft zu Investitionen in den**

**Klimaschutz.**

Das ist eine Gefahr, aber das wäre ein Trugschluss, so zu denken. Die jetzige Wirtschaftskrise kann man zusammendenken mit der Energietransformation, die wir brauchen, um das Klimaproblem in den Griff zu bekommen. Hier gäbe es interessante Synergien. Sowohl für das Wiederhochfahren der Wirtschaft als auch für die Energiewende weltweit sind hohe Investitionen nötig. Man kann sich nun Strategien überlegen, wie man beides verbindet. Bei dem, was wir jetzt in die Wirt-

schaft pumpen, sollten wir uns gut überlegen, dass es nachhaltig ist und nicht so bald verpufft. Ein grüner Investitionsfonds in Kombination mit einem wirkungsvollen und verlässlichen CO<sub>2</sub>-Preis kann die Zukunftsfähigkeit der Neuinvestitionen sicherstellen. Wenn man diese Chance nicht nutzt, wäre das sehr tragisch. Die Weichenstellungen, die wir jetzt beim Wiederaufbau nach der Corona-Krise vornehmen, werden für Jahrzehnte darüber bestimmen, wie gut wir die Klimakrise meistern.



## Offenes Fenster in Potsdam

**Potsdam.** Das Webinar „Blackbox Studium“ mit Studierenden der Universität Potsdam beginnt am heutigen Dienstag um 16 Uhr.

Was bedeutet ein Studium für mich? Wie ist das Leben als Student? Kann ich mir ein Studium überhaupt zutrauen? Was ist nochmal der N.C. und wie finanziere ich das Ganze überhaupt? In diesem Webinar stehen allgemeine Informationen und Antworten auf viele Fragen im Vordergrund. Teilnehmer können mit erfahrenen Studierenden darüber sprechen. Erfahrt von ihnen aus erster Hand, wie es ist, Student zu sein, was für ein Studium spricht

und welche Hürden es zu meistern gilt.

**Zugang zum Webinar:** <https://uni-potsdam.zoom.us/j/92284476914>  
(Passwort: 06712012)

Die Tage der offenen Fenster an der Uni Potsdam gehen noch bis zum 5. Juni 2020. Studienberatung, Infoveranstaltungen der Fächer, Infomarkt – digital unter anderem mit dem International Office und dem Studentenwerk, Uni-Quiz, MINT-Quiz und Campusrallye. *red*

**Infos:** [www.uni-potsdam.de](http://www.uni-potsdam.de)



Online kennenlernen: Die Uni in Potsdam bietet digitale Besuche und spezielle Webinare an. *Foto: dpa-Bildfunk*



# Nur die Laborarbeit fehlt

Das erste digitale Semester wird von den Brandenburger Hochschulen überwiegend positiv bewertet – Studierende und Dozenten müssen jedoch oft mehr leisten als im normalen Lehrbetrieb

Von Rüdiger Braun

**Potsdam.** Die Studentin und zweifache Mutter Henriette M. Babl ist inzwischen so weit, „eine ihrer Nieren zu verkaufen, um auch in Ruhe studieren zu können“. Ein Foto zeigt ihren Heimstudienplatz in einem Dachzimmer: Einen Rechner auf einem einfachen schwarzen Tisch, daneben ein weißer Spieltisch mit Kinderbüchern, an dem sonst die sechsjährige Tochter sitzt.

Wer einen Eindruck vom digitalen Sommersemester erhalten will, kann sich die Bilder des von der Uni Potsdam ausgerufenen Fotowettbewerbs „Studieren im Homeoffice“ anschauen. Man sieht neben ihren Kindern lernende Mütter, idyllische Arbeitsplätze im Garten aber auch Gags über fehlendes Internet.

„Die Vielfalt der Probleme ist so groß wie die Vielfalt der Studierenden“, sagt Dozentin Ulrike Lucke. Manche kommen gut klar, manche haben ohne die Struktur des Campus Schwierigkeiten, sich zum Lernen aufzuraffen. Dabei sei das rein Technische eigentlich kein Problem, meint Lucke. Die Professorin für komplexe multimediale Anwendungsarchitekturen kümmert sich auch um die digitalen Fähigkeiten der Hochschule. „Wir waren gut vorbereitet“, sagt sie. Eigens für das digitale Sommersemester habe die Uni Potsdam Serverkapazitäten hinzugekauft.

Zwei Wochen vor Semesterbeginn habe man den Lehrplan durchgesehen und geprüft, was jetzt noch gehe und was nicht. Statt einer Vorlesung mit Übung im Seminarsaal am Institut für Informatik müssen die Studierenden jetzt eben für sich zu Hause eine Aufgabe durcharbeiten – und der Dozent muss sie jetzt alle einzeln durchgehen, was natürlich Mehraufwand ist.

„Meine Wahrnehmung ist aber, dass die Studierenden jetzt eher

Dienst nach Vorschrift machen“, sagt Lucke. Statt wie sonst im Präsenzstudium auch mal Seminare zu besuchen, die nicht in den engeren Pflichtbereich gehören, scheint man beim Online-Studium nur das zu machen, was unbedingt notwendig ist. Ein Indiz für Lucke: Bei den von ihr angebotenen Wahlpflichtveranstaltungen finden sich dieses Semester nur acht Teilnehmer. Sonst hat sie zehn bis fünfzehn.

Andreas Musil, Vizepräsident für Studium und Lehre in Potsdam, ist dennoch zufrieden. Am Anfang sei er selbst skeptisch gewesen, nun nehme er wahr, dass 91 Prozent des sonstigen Pensums von den Kollegen online angeboten werden könne. Auch auf Seiten der Studierenden scheint es zu klappen. „Wir haben von 40 Veranstaltungen Rückmeldungen“, sagt er. Überwiegend falle das Urteil positiv aus.

Mit Präsenzveranstaltungen hält sich die Universität zurück. Die dürfen seit dem 20. April zwar angeboten werden, Musil rechnet aber mit nur wenigen Dutzend. In den Labors ist wegen der Abstandsregelung nur etwa ein Viertel der sonst üblichen Arbeit möglich. Zum Teil arbeite man im Schichtbetrieb. „Das bedeutet auch eine Mehrbelastung für das Lehrpersonal.“ Unter Umständen müssten Semesterferien für eine Verlängerung genutzt werden.

„Die Universität lebt von der Anwesenheit“, sagt Musil. Begeisterung für ein Fach könne ein Dozent nur in der direkten Interaktion mit seinen Studierenden erzeugen. Die Vermittlungstiefe eines normalen Semesters erreiche das digitale Sommersemester sicher nicht.

„Das weitgehend digitale Sommersemester 2020 funktioniert dank des großen Einsatzes aller Beteiligten sehr gut“, sagt die Präsidentin der Technischen Hochschule Wildau (Dahme-Spreewald), Ulrike Tippe. Für den für Onlinekommuni-

kation zuständigen Mitarbeiter, den Wirtschaftswissenschaftler Mike Lange, ist das kein Zufall. „Wir hatten vorher schon ein Konzept fürs E-Learning.“ Das Konzept wurde erst vor Kurzem ausgezeichnet. In der Pandemie habe man noch einmal draufgesattelt und zusätzliche Programme für Konferenzen aktiviert.

Jetzt liefen die Vorlesungen alle online. Anstrengend sei das Format gleichwohl. „Als Dozent vier Stunden in einen Computer reinzureden ist schon schwierig“, meint Lange. Und Laborarbeit sei digital ohnehin nicht zu machen. Etwa 30 Prozent der Veranstaltungen finden deshalb auf dem Wildauer Campus statt. Mit kleineren Gruppen, Mundschutz, akribischer Einteilung und ständiger Desinfektion.

Lange sieht den Ausnahmezustand aber auch als Experimentierfeld für digitalen Unterricht und ist sicher, dass die Hochschule daraus lernt. Auch Präsidentin Tippe meint, dass „die in diesen Wochen und Monaten gewonnenen Erfahrungen in der Onlinelehre sich auch in Zukunft positiv auf unsere Arbeit auswirken werden“.

Die Hochschule für Nachhaltige Entwicklung (HNE) in Eberswalde (Barnim) hat bei ihren rund 2100 Studierenden eine Umfrage zum digitalen Semester gemacht und ein sehr gutes Echo erzielt, wie Sprecherin Annika Bischof mitteilt. Ohne Exkursionen kommt aber Brandenburgs „grüne Hochschule“ praktisch nicht aus. Die versuche man aber auf weniger Teilnehmer und auf Ziele in der Umgebung zu reduzieren. Dann komme man auch mit dem Fahrrad dorthin. Einige Praxisprojekte müsse man auf später verschieben, aber gewaltige Lücken in den Lehrplan reiße das digitale Semester bislang nicht.

Ziemlich ungelegen kommt die Pandemie der Medizinischen Hochschule Brandenburg (MHB) Theo-

dor Fontane mit ihrem hohen Praxisanteil. „Klar, es ist schon etwas anderes“, sagt Sprecher Eric A. Hoffmann. Aber es sei toll, wie sich die Professoren auf die Situation eingestellt hätten. So gibt es jetzt sogar Videos mit Anatomievorführungen. „Aber der Anatomieprofessor freut sich doch auf den Moment, wenn es vom zweidimensionalen Format

wieder ins dreidimensionale Studium zurückgeht.“

Manche Studierende der MHB machen schon jetzt ihre Praxisanteile – mit den notwendigen Hygienemaßnahmen und auch nur, wenn die beteiligten Kliniken einverstanden sind. In manchen Kursen kommt die MHB dadurch auf eine Beteiligung von bis zu 75 Prozent

der Studierenden.

Laut den Pandemieplänen des Landes bleiben die Hochschulen weiter geschlossen. Geöffnet sind lediglich die Bibliotheken. Bis zur neuen Eindämmungsverordnung gegen Ende Juni wird sich daran nichts ändern.



# Boden verpflichtet

## Brandenburgs Bauern leiden unter der Trockenheit. Investor Benedikt Bösel sucht mit nachhaltigen Anbaumethoden nach Lösungen

VON CHRISTOPH M. KLUGE

**B**enedikt Bösel läuft über sein Feld in der Mark Brandenburg. Der schnelle Schritt des hochgewachsenen Mannes verrät, dass er es gewohnheitsmäßig eilig hat. Plötzlich kniet Bösel, und zieht eine Pflanze aus dem Boden. Sie hat lange, erdige Wurzeln. Bösel nickt zufrieden. „Wurzeln sind das, was wir wollen“, sagt er und eilt weiter, um nach seinen frisch angepflanzten Bäumen zu schauen.

Bevor er mit den Händen im märkischen Sand wühlte, war Bösel Investmentbanker. Manchmal merkt man es ihm noch an. Als das Handy mal wieder klingelt, erkennt Bösel einen Namen auf dem Display, unterbricht das Gespräch abrupt: „Sorry, ich muss da jetzt mal rangehen.“ Es geht um Heu.

„In der Landwirtschaft sprechen wir immer über Ertrag pro Hektar. Aber das ist eigentlich nicht die entscheidende Kenngröße“, sagt Bösel. „Das aktuelle System wird früher oder später in eine Sackgasse führen. Ich bin aber überzeugt davon, dass wir über das Thema Landnutzung die großen Probleme unserer Zeit lösen können.“ Er meint die Klimakrise, soziale Ungleichheit, Bildung und die schleppende Entwicklung auf dem Land.

Ein Problem ist in Brandenburg nicht zu übersehen: die Trockenheit. Die vergangenen beiden Sommern waren heiß und trocken. Auch in diesem Jahr kündigt sich Dürre an. Der Mai zeigte sich laut Deutschem Wetterdienst (DWD) „deutlich zu trocken und sonnenscheinreich“. Hinzu kamen kalte Nächte, was das Wachstum der Pflanzen stört. Trockenheit führt zu schlechten Ernten – und damit zu Futtermangel. Die Preise für Heu und Stroh sind deutlich gestiegen. Gerade für kleine Betriebe gefährdet das die Existenz. „Das Thema Dürre kann man nicht vom Thema Boden trennen“, sagt Bösel. „Ein gesunder Boden speichert deutlich mehr Wasser als ein sandiger, trockener.“ Bösel glaubt, dass man die Bodenqualität durch nachhaltige Formen

der Bewirtschaftung deutlich verbessern kann. „Bodenbeunruhigung“ müsse vermieden werden, sagt er. Deshalb pflügt er seine Felder nicht um. Denn durch die Sonneneinstrahlung verdampfe nicht nur das Wasser, die Hitze zerstöre auch wichtige Bakterien, Pilze und andere Organismen. Bösel hat den Betrieb 2016 von seinem Vater übernommen. Aufgewachsen ist er in Westdeutschland. Als Kind verbrachte er seine Ferien in Madlitz, in der Natur. Nach dem Militärdienst bei den Gebirgsjägern studierte er Business Finance an der University of Durham. Als 22-jähriger Investmentbanker bei Sal. Oppenheim in Frankfurt erlebte er die Finanzkrise hautnah mit und sah, „wie dieses ganze System zusammenbrach“. Bösel absolvierte einen Master in Agrarökonomie an der Humboldt-Universität, arbeitete danach eine Weile in der Immobilienbranche und im Venture-Capital-Bereich. „In den ersten Jahren hatte ich Existenzängste, vor allem wegen der Dürre“, sagt der ungewöhnliche Landwirt. Damals habe er geglaubt, dass die Digitalisierung die Antworten auf die Fragen der Landwirtschaft sei, dass Drohnen und Blockchains die Zukunft in die Provinz bringen könnten. Doch dann habe er gemerkt, dass die Probleme tiefer lägen. „Wir müssen in komplexen Ökosystemen denken.“ Nun stellt er seinen Betrieb auf Agroforstwirtschaft um, eine Verbindung von Landwirtschaft mit Bäumen und Sträuchern.

Baumstreifen auf den Anbauflächen schützen den Boden vor Wind und verringern die Bodenerosion. Außerdem bieten sie Tieren Schutz. Langfristig soll diese Bewirtschaftung sogar die Bodenqualität verbessern. Bösel möchte die Agroforstwirtschaft mit Weidehaltung verbinden. Deshalb hat er 70 Rinder gekauft. Die Herde soll in Zukunft auf Wiesen weiden, die mit Baumstreifen durchzogen sind. Die Koppelzäune würden dann jeden Tag umgestellt, erklärt er, so dass die Rinder immer frisches Futter finden könnten. Den Rindern soll ein mobiler Hühnerstall

folgen. Das Geflügel scharre im Boden und verteile dabei den Rinderkot, ein wichtiges Düngemittel. Letztlich werde die Fläche wieder als Acker genutzt und der Kreislauf beginne von vorn, sagt Bösel. Sein Betrieb hat eine lange Geschichte. Das Schlossgut Alt Madlitz wurde Mitte des 18. Jahrhunderts von den ostpreußischen Grafen Finck von Finckenstein erworben. Friedrich Ludwig Karl Finck von Finckenstein, ein hoher preußischer Beamter, baute das einfache Herrenhaus zu einem Schloss aus und lud Gelehrte wie die Humboldts sowie zahlreiche Dichter und Musiker der Romantik zum Feiern und Philosophieren nach Madlitz ein.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Adelsfamilie vertrieben, das Gut enteignet nach dem Motto „Junkerland in Bauernhand“. Das Herrenhaus wurde zu einem staatlichen Kindergarten, die Felder und Wiesen bewirtschaftete nun eine Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (LPG) kollektiv. Nach der Wende kehrte der 1923 hier geborene Karl Wilhelm Graf Finck von Finckenstein zurück nach Madlitz, restaurierte die inzwischen maroden Gebäude und modernisierte den Betrieb. Nach seinem Tod vererbte der Graf das Anwesen an seinen Stiefsohn, den Vater von Benedikt Bösel. Und der gab es wiederum an den Sohn weiter. Heute ist das Schlossgut ein ökologischer Modellbetrieb, zu dem auch Waldflächen und eine Jagd gehören. Die Schlossbäckerei bäckt ohne chemische Zusatzstoffe nach traditionellen Verfahren. Es gibt ein Bed & Breakfast und eine Event-Location, in der zum Beispiel Seminare stattfinden. Für Bösel ist die Agroforstwirtschaft am wichtigsten. Er orientiert sich an den Methoden des gebürtigen Schweizer Landwirts Ernst Götsch. Dem ist es in Brasilien gelungen, Kakao auf Land anzubauen, das als unfruchtbar galt. Das gibt Bösel Hoffnung, im märkischen Sand ein ähnliches Wunder vollbringen zu können. Im vergange-

Fortsetzung...

nen Jahr lud er Götsch nach Madlitz ein. Der stellte bei der Gelegenheit den Prototyp einer neuartigen Landmaschine vor, die er gemeinsam mit dem Schweizer Maschinenbauer Rhenus TEK entwickelt

Doch ist Agroforstwirtschaft eine Antwort auf die Dürre? Professor Tobias Cremer von der Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde (HNEE) ist vorsichtig optimistisch. „Wir werden die Trockenheit damit nicht verhindern können, aber durch mehr Artenvielfalt wird das gesamte Ökosystem widerstandsfähiger.“ Bislang werde allerdings nur ein kleiner Teil der Flächen in Deutschland auf die Weise bewirtschaftet. Der ökonomische Nutzen müsse noch nachgewiesen werden, sagt Cremer, der ein langfristig angelegtes Forschungsprojekt an der HNEE leitet. Auf momentan etwa sieben Hektar im Norden Berlin pflanzen Studierende Bäume, Gras und Feldfrüchte an und messen die Auswirkungen.

Benedikt Bösel ist schon jetzt fest davon überzeugt, dass eine nachhaltige Landwirtschaft auch produktiver sein kann. Der Ex-Investmentbanker beruft sich auf die Theorie des „True Cost Accounting“, das auch verborgene Effekte auf Mensch und Umwelt einbezieht. Als Beispiel nennt er die Zwischenfrucht, die

der Landwirt nicht erntet, sondern in den Acker eindrillt, um den Boden zu düngen. Nach gängiger Sichtweise sei das ein bloßer Kostenfaktor. Beziehe man aber den Wert des Bodens ein, der sich durch so etwas dauerhaft verbessere, dann könne man das Eindrillen als Investition in die Zukunft betrachten, sagt Bösel. Die europäische Agrarpolitik sollte seiner Ansicht nach nicht auf grobe Subventionen setzen, sondern gezielt Maßnahmen fördern, die der Umwelt und der Gesellschaft zugutekommen. „Manche Prognosen gehen davon aus, dass wir in 30 Jahren in Brandenburg kein Getreide mehr anbauen können“, sagt Bösel. „Wenn du aber das Land langfristig deine Heimat nennen willst, wenn du mal Kinder haben willst, dann musst du auch Verantwortung übernehmen für die Region, und fragen: Wie geht es weiter?“

Seine Hoffnungen liegen auf der kommenden Generation. „Die Fridays-for-Future-Generation wird alles verändern“, glaubt er. Unternehmen seien in Zukunft gezwungen, mehr soziale und ökologische Verantwortung zu übernehmen, weil immer mehr Verbraucher das verlangten. Die Agrarwirtschaft der Zukunft müsse traditionelle Anbaumethoden und innovative Hightech zusammenbringen.



# Digitaler Infotag der TH Wildau

**Wildau.** Die Technische Hochschule Wildau lädt am 6. Juni von 10 bis 15 Uhr alle Interessierten zum ersten digitalen Hochschulinformationstag (HIT) ein. Aufgrund der Corona-Pandemie hat sich die Hochschule entschlossen, den Informationstag ins Netz zu verlagern. Wie auch in den vergangenen Jahren richtet sich das abwechslungsreiche Programm an Schülerinnen und Schüler, Familien, Lehrerinnen und Lehrer sowie an fachlicher Weiterbildung Interessierte.

Unter [www.th-wildau.de/hit-digital](http://www.th-wildau.de/hit-digital) präsentieren sich die Studiengänge der beiden Fachbereiche Ingenieurwesen und Naturwissenschaften sowie Wirtschaft, Informatik und Recht mit ihrem vielfältigen Studienprogramm. Zudem sind die Service-

teams, die sich auch während des Studiums um die Studierenden kümmern und das Campusleben mitgestalten, online und stellen sich den Fragen Interessierter.

In Live-Webinaren, Workshops, virtuellen Rundgängen, aufgezeichneten Präsentationen und Videos sowie anderen Formaten informieren Professoren, Dozenten, Studierende und Beschäftigte der Hochschule aus erster Hand.

Alle, die einen Blick in die Labore werfen wollen, können dies ebenfalls auf digitalem Weg tun. Online-Workshops und ein virtueller Rundgang durch das „Vinn:Lab“, den Makerspace der TH Wildau, oder eine Live-Beratung der angewandten Luftfahrtforschung laden dazu ein, die praxisnahe (Aus-)Bildung in Wildau näher kennenzulernen.

Im Rahmen einer virtuellen 360°-Campustour wird auf die Rahmenbedingungen für ein erfolgreiches Studium von der Immatrikulation bis zum Abschluss eingegangen.



# Digital geht noch mehr

## Auch Berlins Hochschulen stemmen das erste Onlinesemester. Wie es läuft? Ein Selbsterfahrungsbericht

VON ASTRID HERBOLD

Das ist sie also, die Onlinelehre, von der jetzt alle sprechen. Ein Mittwochmorgen im April: Seit zehn Minuten sitze ich aufgeregt und reglos vor meinem Laptop – und sehe in dem kleinen Bildschirmfenster der Videokonferenz nur mich selbst. Mit 25 Studierenden bin ich um 10.15 Uhr zum ersten Mal virtuell zum Seminar verabredet. Sie loggen sich allesamt pünktlich ein, allerdings bleiben ihre Kameras und Mikrofone ausgestellt. So vermeidet man Störgeräusche und zu hohes Datenvolumen. Das habe ich kürzlich bei einer zweistündigen Fortbildung gelernt – ohne die ich mir dieses Experiment hier gar nicht zugetraut hätte.

Normalerweise unterrichte ich als externe Lehrbeauftragte, entweder ganztägige Blockseminare oder alle zwei Wochen vierstündige intensive Sitzungen. Jetzt soll bis Juli alles via Internet funktionieren. „Guten Morgen und herzlich willkommen!“, höre ich mich rufen. Kein Laut kommt zurück, ich sehe keine Gesichter. Komisches Gefühl.

Immerhin bin ich mit meiner Unsicherheit nicht allein. Tausende Berliner Lehrende, von der Professorin bis zum Doktoranden, vom Akademischen Rat bis zur wissenschaftlichen Hilfskraft, haben in den vergangenen Wochen ihre Veranstaltungen notgedrungen digitalisieren müssen. Wie ist uns das gelungen? Was klappt, was nicht? Und vor allem: Wie können wir noch besser werden?

Nach der Ad-hoc-Umstellung auf den virtuellen Lehrbetrieb betonten die Berliner Universitäten zunächst vor allem die quantitativen Erfolge: An der Freien Universität können im Sommersemester nach eigenen Angaben 89 Prozent der geplanten Veranstaltungen digital angebo-

ten werden. An der Humboldt-Universität spricht man von etwa 5000 digitalen Veranstaltungen. Die Technische Universität verzeichnet seit Semesterbeginn knapp 8000 hochgeladene Videos und Zehntausende Webkonferenzen.

„Ich habe den Eindruck, dass die Universitäten deutlich schneller bei der Umstellung waren als die Schulen“, sagt Martina Mörth, Leiterin des Berliner Zentrums für Hochschullehre (BZHL), das an der TU angesiedelt ist, aber von allen 13 öffentlichen Berliner Hochschulen getragen wird. Als Mutter zweier Grundschulkinder kennt sie auch die Perspektive der Berliner Eltern. Mörth und ihren Kolleginnen haben in den vergangenen Wochen Dutzende Schulungen zur Online-Lehre durchgeführt – „der Andrang war enorm“.

Kein Wunder: Was nützen die schönsten von den Hochschulen bereitgestellten Tools, wenn man damit nicht umgehen kann? Auch ich bin bisher kaum mit E-Learning-Anwendungen in Berührung gekommen. Wann auch? Mit den technischen Infrastrukturen an den Hochschulen, an denen ich stundenweise lehre, bin ich meist nur rudimentär vertraut. Die Vorbereitungszeit, die bei Lehrbeauftragten ohnehin nicht bezahlt wird, geht für die inhaltliche Konzeption drauf.

Doch diesmal komme ich um ein Umdenken nicht herum. Umso stolzer bin ich, als die ersten Versuche glatt über die

### **Ein Tipp der Didaktikerin: Auch online ist Arbeit in Gruppen möglich**

Bühne gehen. Ich habe den Studierenden während der Videokonferenz meine Power-Point-Präsentation gezeigt, ich habe Materialien und Übungen auf der Uni-eigenen Lernplattform hinterlegt. Dort können die Studierenden nun auch direkt ihre Hausaufgaben hochladen. Wa-

rum habe ich das nicht schon früher benutzt? Ist ja super praktisch!

Doch trotz dieser erfolgreichen Tripeschritte in den virtuellen Raum merke ich in den ersten Wochen schnell, dass ich an meine Grenzen komme – und längst nicht so zufrieden bin mit meiner Lehre wie in den vergangenen Jahren. Ein typischer Fehler: Ich monologisiere während der Webkonferenzen, die Studierenden reden viel zu wenig. Zwar bietet das Programm durchaus Interaktionsmöglichkeiten: Man kann kleine Umfragen starten, miteinander chatten, sogar ein Tafelbild könnte man gemeinsam erstellen. Aber Routine habe ich bei all diesen Dingen nicht. Auch die vielen schriftlichen Aufgaben, die ich nach jeder Sitzung erteile, erscheinen mir schon nach kurzer Zeit fragwürdig: Sonst ermutige ich die Studierenden ständig, in Gruppen zusammenzuarbeiten und sich gegenseitig Feedback zu geben.

Nun lernt und schreibt jeder für sich allein. Niemand sieht die Ergebnisse der anderen, gegenseitige Inspiration fehlt. Motivierend ist das sicher nicht.

Martina Mörth hat bei ihren Schulungen die Erfahrung gemacht, dass viele Lehrende erst einmal als Kursteilnehmer erleben müssen, welche Möglichkeiten die virtuellen Plattformen bieten – bevor sie sich die Nutzung dann nach und nach selbst zutrauen. „Wer sieht, wie vielfältig und lebendig die digitale Interaktion gestalten werden kann, bekommt oft Lust, noch mehr auszuprobieren.“ Mörth rät den Lehrenden dazu, sich nicht mit dem Status quo zufriedenzugeben, sondern immer mal wieder neue Elemente einzubauen. „Man kann es ja gegenüber den Studierenden offen kommunizieren, dass

das ein Experiment ist.“ Außerdem: „Das Sommersemester ist noch lang.“

Ende Mai bin auch ich so weit: Ich würde gerne noch aufrüsten. Bei unseren Mittwochs-Konferenzen hat sich nun schon eine gewisse Routine eingestellt, auch das mit den hochgeladenen Hausaufgaben klappt gut. Wie wäre es, wenn wir jetzt noch einen internen Blog für unser Seminar aufsetzen? Den die Studierenden mit tollen Inhalten befüllen? Vielleicht sogar

kleine Videos hochladen? Ich habe nur leider keine Ahnung, wie das funktioniert. Zum Glück halten die meisten E-Learning-Center Unterlagen zur selbstständigen Weiterbildung bereit. Auch Schulungen und thematische Sprechstunden werden angeboten – man muss es nur schaffen, einen Platz zu ergattern. „Sie können auch bei uns jederzeit eine Beratung bekommen“, sagt Mörth. Die Angebote des BZHL stehen allen Berliner Hochschullehrenden offen. Ich nehme mir fest vor, noch im Juni einen Termin zu machen.

Doch halt, Moment mal: Presche ich vielleicht zu schnell vor? Sollte ich nicht zunächst mit meiner Seminargruppe Rücksprache halten, bevor ich im laufenden Semester neue Formate aus dem Hut zaubere? Viele Studierenden klagen mittlerweile in Umfragen über die hohen Belastungen, die das Onlinesemester mit sich bringt. Es gebe zu wenig Plätze in

den verfügbaren Veranstaltungen, das normale Studienpensum sei nicht zu schaffen.

Auch macht die Abgeschiedenheit vielen Studierenden psychisch zu schaffen. Dazu kommen Existenzängste, veraltete technische Geräte oder fehlende Breitbandanschlüsse in den WG-Zimmern. Wie kann man unter diesen Umständen dennoch gut lernen?

Ein Standardrezept für Onlinelehre gibt es nicht, erklärt mir Martina Mörth. Was für die einen gut funktioniert, funktioniert für andere weniger gut. Manche Studierende lernen gerne selbstbestimmt zu Hause, anderen fehlt der Austausch und die Uni-Umgebung sehr. Wichtig für alle aber sei, dass sie von den Lehrenden Feedback bekommen. „Darauf sollte man derzeit besonders achten.“

Was mir selbst weiterhin am meisten fehlt, ist der Spirit des Seminarraums. Die Energie, die Atmosphäre. „Das online nachzubilden, ist nicht einfach“, sagt auch Mörth. Sie schlägt vor, dass die Studierenden in den Diskussionsphasen nach Möglichkeit ihre Kameras einschalten. So kann man wenigstens mit Handzeichen oder Kopfschütteln interagieren. Ich könnte außerdem kleine Gruppenaufgaben einbauen, die Studierenden in virtuellen Nebenräumen – sogenannte Break-out-Rooms – schicken und sie später wieder in der großen Runde versammeln.

Think-Pair-Share heißt dieser Ansatz: nachdenken, sich zu zweit besprechen, dann die Ergebnisse im Plenum vorstellen. Klingt gut – aber ob ich es bis zur nächsten Videokonferenz schaffe, das technisch und inhaltlich vorzubereiten? Mal sehen. Einen Versuch wäre es sicher wert.

